Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 11

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-636898

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 11
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
17. März
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Glück.

Von Martin Greif.

Glück ist wie ein Sonnenblick,
Niemand kann's erjagen,
Niemand von sich sagen,
Daß er heut und eine Frist
Ohne Wunsch geblieben ist.

Glück ist wie ein Sonnenblick,
Erst, wenn es vergangen,
Erst in Leid und Bangen
Denkt ein Herz und fühlt es klar,
Daß es einmal glücklich war.

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger. Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 11

Adeline Petitpierre bemühte sich ernstlich um Rahels Erziehung und suchte ihr eine bestimmte Richtung zu geben. Sie überwachte sorglich den Lesestoff Rahels, suchte für sie Junge-Mädchen-Bücher aus, las sie sogar, um ihrer Pflicht zu genügen und glaubte das Beste getan zu haben, wenn sie ihr diese Backfischliteratur als geistige Kost empfahl, die durch ihren falschen Idealismus, durch die unwahre Beleuchtung von Moral und Opfern, die Begriffe Rahels unrichtig leiteten.

Frau Petitpierre strebte auch danach, einen passenden Umgang für Rahel zu finden. Aber Rahel befreundete sich mit keinem der kleinen Fräulein, die zu Kuchen und Crême eingeladen wurden und die sich über den Reichtum ihrer Väter unterhielten und die Medisance ihrer Mütter kindlich verdünnt weitergaben, und die, waren sie allein, sich schon über schmachtende Anbeter unterhielten. Rahel fand keine Freundin. Sie suche keine, warf ihr Tante Adeline vor. Und damit hatte sie recht. Rahel war gerne allein. Sie las gerne. Und es waren die Märchen, die ihre liebste und brennendste Freude waren. Um ein Märchenbuch ließ sie Essen und Trinken, vergaß auch wohl ihre Aufgaben und den Strickstrumpf darüber. Ja, sie versüßte sich das Ueben dadurch, daß sie in der einen Hand ein Buch hielt und mit der anderen Fingerübungen machte. Im Gartenhäuschen lag Andersens Seejungfrau stets aufgeschlagen, und ihre erste Liebe galt dem Prinzen, der nicht merkte, wie die schöne Seejungfrau durch Qualen und Leiden sein Herz zu gewinnen suchte. Rahel brach in eifersüchtige Tränen aus, als der Prinz mit seiner Braut das hochzeitliche Zelt betrat und die arme Nixe dadurch dem Tode weihte.

Im Gartenhause war es auch, wo sie ein Heft versteckte, das kleine Erzählungen enthielt, die sie selbst erfunden. Sie hatte es einmal gewagt, ihrer Mutter eine davon vorzulesen. Die aber hatte gelacht, was die kleine Person derart verletzte, daß sie sich vornahm, der Mutter niemals mehr selbstgedichtete Geschichten vorzulesen. Sie versuchte es bei Belusa. Doch der wußte nicht viel mit der Sache anzufangen und meinte, das sei ja die Geschichte von Jakob und Esau, nur daß die beiden da Fritz und Hans hießen.

Endlich ging sie zu Johannes, der ernsthaft zuhörte, was sie ihm schüchtern bot, ihr aber den Begriff von Eigenem und Fremden klarzumachen verstand und sie langsam durch leichtverständliche Fingerzeige dahin brachte, daß sie eine kleine Erzählung geschickt und einfach zu berichten wußte, die den Hund des Nachbarn betraf. Sie freute sich so darüber, daß sie den ganzen nächsten Sonntag Erzählungen schrieb, die keinen Wert hatten, aber doch als die ersten Funken der bildenden Kraft ihre Lebensfreude erhöhten.

Daß Frau Petitpierre Rahel nicht in die Dorfschule geschickt hatte, war selbstverständlich. Nicht nur um der Läuse willen, die ihr schon in Gedanken Widerwillen einflößten, sondern darum, weil die Dorfkinder für sie niemand waren. Eine junge, unbedeutende Lehrerin aus einem benachbarten Pensionate kam daher seit Rahels sechstem Jahre jeden Morgen und unterrichtete sie. Sie wunderte sich immer und immer wieder über die Aufsätze, die das Kind lebhaft und mit verblüffenden Einfällen schrieb. Adeline Petitpierre interessierte sich nicht dafür.

„Ich möchte wissen, auf was diese Rahel eigentlich stolz ist", sagte Karoline eines Abends zu ihrem Manne. „Auf

ihren Herrn Vater vielleicht? Oder auf die Frau Mutter, die bei uns das Gnadenbrot ißt? Oder auf ihr Geld? Oder auf was?"

„Da brauchst du nicht lange zu suchen", sagte bedächtig Veluſa. „Eben auf ſich ſelbſt, und da hat ſie recht."

„Wir wollen ſehen, wie weit ſie damit kommt", ſagte Karoline und bohrte ihre Augen ſpitz in die Veluſas. „Frau Petitpierre braucht nur die Rahel im Stich zu laſſen, ſo kann ſie Schneiderin werden, oder ſonſt etwas."

„Die", ſagte Veluſa, die dicken Augenbrauen hebend. „Eher wird ſie Kunſtreiterin oder eine Prinzeſſin."

Karoline gab ihm keine Antwort. „Narr", dachte ſie. Und es tönte blechern in ihrer Seele.

— — — — — — — — — — —

Rahel an Sidney.

Lieber Sidney, ich wollte, ich könnte ſo mit dir durch das Land ziehen und zuſehen, wie du malſt. Ich wollte ganz ſtill bei dir ſitzen und nur wiſſen, wie du es anfängſt, daß alle die bunten Flecken und die grellen Farben doch ausſehen wie Wälder und Seen und Blumen und Tiere. Tante Adeline hat geſagt, wie der Böcklin maleſt du Gott ſei Dank nicht, aber beſſer gefiele es ihr auch nicht. Ich habe das Bild, das du mir geſchickt, über meinem Bett aufgehängt, und wenn ich bete, ſchaue ich es an. Die großen Wolken kommen mir vor wie der Vorhang vor den vielen Wohnungen in des Vaters Hauſe — weißt du, wir dachten uns das Haus immer wie eine goldene Kirche mit vielen Torbogen und unter jedem Bogen einen Engel, der Poſaune bläſt, damit die Leute aufmerkſam würden auf das herrliche Haus. Gelt, du erinnerſt dich doch noch?

Morgen kommen Kunſtreiter hierher, es ſteht an allen Mauerecken angeſchrieben, und auf dem Kirchplatz iſt eine große Bude aufgeſchlagen, mit einem ſchweren Tuch als Dach, das hängt herunter wie ein grauer Regenhimmel. Man weiß nicht, was dahinter iſt. Wenn Tante Adeline mich nur gehen laſſen wollte! Ich habe herrliche Pferde geſehen, ein weißes mit braunen Flecken. Das Herz hat mir geklopft, ſo ſchön iſt es. Ich möchte gerne ein Pferd heiraten. Warum nicht? Warum müſſen es immer Menſchen ſein? Auf ſolch einem Pferd möchte ich reiten, mit einer goldenen Peitſche in der Hand und einem Roſenkranz auf dem Kopf. Aber das erlaubt Tante Adeline nicht, ſie ſieht jetzt immer ſo ſehr darauf, daß ich nichts tue, was die andern nicht auch tun. Nur nicht auffallen, ſagt ſie. Vornehme Menſchen verſchwinden in der Menge, ſagt ſie. Sich hervortun wollen iſt plebejiſch, iſt gut für Proleten, iſt unharmoniſch. Ich will mich gar nicht hervortun, aber es kommt mir von ſelber, daß mir andere Dinge einfallen als meinen Freundinnen. (Tante Adeline ſagt ihnen ſo; jede Blume liebe ich mehr als dieſe Mädchen.)

Ich leſe ſoviel ich kann. Tante Mariechen hat einen langen, niedern Schrank voll Geſchichtenbücher für Kinder. Herrlich. Bei ihr darf ich den ganzen Nachmittag leſen, und bekomme noch dazu Eingemachtes und Drops. Aber in keinem der Bücher iſt einer wie du, oder ein Mädchen wie ich. Sie ſind alle ſo brav, oder ganz böſe. Wir ſind doch manchmal brav und manchmal böſe, nicht?

Der Lux iſt fort. Ich kann ihn nicht mehr leiden. Wenn er mir die Hand gab, war mir's, als rühre mich eine Kröte an. Wenn du einmal größer biſt, ſage ich dir warum. Jetzt nicht. Ach, Sidney, wann kommſt du wieder? Es haben mich ja alle hier nicht ſo ſehr lieb, ich glaube auch meine Mutter nicht und Tante Adeline nicht mehr. Wenn Mutter ſieht, wie ſie mich manchmal anſchaut, dann fürchtet ſie ſich, mich liebzuhaben, oder es zu zeigen. Ich denke viel an meinen Vater. Der Veluſa ſagt, er ſei ein ſchöner Mann geweſen, und ich gleiche ihm. Alle Frauen ſeien ihm nachgelaufen. Ich glaube es nicht, daß er etwas Schlechtes getan hat.

Sidney, denke dir, ich muß nun alle Tage zwei Stunden Klavier ſpielen. Johannes hat geſagt, ich ſollte immer denken, es ſei doch immerhin noch ſchöner als Zahnſchmerzen zu haben. Seither muß ich jedesmal daran denken, daß das Klavier ſelber ausſieht wie ein großer Mund, mit vielen weißen Zähnen, und daß es vielleicht Zahnweh hat, wegen meines ſchlechten Uebens. Dann tut es mir leid, das arme. Ich habe das Tante Mariechen erzählt, und ſie ſagte, daß ich ſeither das Piano viel zarter ſpielen könne. Und einmal habe ich dem Johannes etwas auf ſeinem Klavier vorgeſpielt, und er ſagte mir, er hätte den Sonnenuntergang und die erſten Menſchen und die ganze Schöpfung geſehen. Und er dankte mir wie einer großen Frau. Ich ſpiele jetzt ein wenig lieber Klavier.

Jetzt ruft Karoline zum Eſſen: Himbeerbrei und Omeletten. Weißt du noch, wie ich durchaus Salz auf meinen Himbeerbrei ſtreuen wollte und ihn dann aufeſſen mußte? Ach Sidney, ich warte immer auf dich. Ich denke: Heute kommt er. Aber du kommſt nicht.

Deine liebe Rahel.

An dem Briefe habe ich viermal geſchrieben.

Rahel an Sidney.

Ach, Sidney, es war wie am heiligen Abend, wenn der Weihnachtsbaum angezündet iſt, die Geſichter glänzen und ſilberne Sterne ſtrahlen, und der kleine Engel auf dem oberſten Aſt bläſt Poſaune. Und dann war es, als fiele der Baum um und die Kerzen verlöſchten und röchen ſchlecht, und als ob jemand ſagte: Alles iſt aus. So iſt es mir ergangen.

Der Zirkus iſt gekommen und herrliche Kunſtreiter und -reiterinnen ſind durch das Dorf gezogen, und einer ritt auf einem weißen Pferde mit braunen Flecken. Er hatte dunkelgrüne, ſeidene, kurze Hoſen und Strümpfe an und goldene Streifen und rote Schuhe. Oh, er war ſehr ſchön. Ich ſah ihn vorbeireiten, und war traurig als ich ihn nicht mehr ſah, denn ich wäre ſo gerne auch auf dem Pferd geſeſſen. Abends durfte ich mit Mutter in den Zirkus gehen. Ach, Sidney, es gibt nichts Schöneres und Herrlicheres, als in einem Zirkus reiten zu dürfen. Sie tanzten und wiegten ſich auf den weißen Decken, und ſie flogen durch Reifen wie Paradiesvögel und riefen hoi wie die Schwalben, wenn ſie durch die Lüfte ſtürzen. Ich atmete ſo ſchnell, daß Mutter ſagte: Sieh einmal des Morgens unter den Vorhang, dann vergeht dir die Luſt nach der Herrlichkeit. Und der Mann mit den grünen ſeidenen Hoſen ritt aufrecht und flog wie ein Pfeil durch brennende Reifen. Mutter lachte mich aus, und brachte mir Orangewaſſer ans Bett.

Am nächſten Morgen fiel mir ein, was Mutter geſagt von dem Unter-das-Tuch-Gucken, und ich lief hin und

wollte das Tuch heben, um zu sehen, ob Mutter recht habe. Da stand der grüne Mann neben dem Pferd mit den rostfarbenen Flecken, streichelte es und sagte Darling zu ihm und küßte das Pferd auf seinen rosafarbenen Mund. Da sah er mich und rief: „Kommen Sie herein, kleines Fräulein", und, Sidney, denk, ich kroch unter dem Tuch hindurch in den Zirkus. Und dann erzählte ich dem Mann, daß ich ritte, und daß sein Pferd mich schöner dünke als der Araber von Harun al Raschid. Und er lachte und sagte: „Versuchen Sie es doch mit ihm." Mir klopfte das Herz so, daß er gar nicht verstand, was ich antwortete. Er ließ einen Damensattel kommen, hob mich mit einer Hand hinauf, und ich ritt. Oh, Sidney, weißt du, so habe ich nie, nie geritten. Nie, nie. Ich glaube, die Engel hielten mich, daß ich nicht fiel. Er ließ das Pferd alle die schwierigen Schritte machen, ließ es tanzen und ließ es knien, und ich fiel nicht. Der ganze Zirkus war da und schaute zu, und alle schrien: „Bravo, bravo!" und klatschten in die Hände, und der Mann mit dem grünen Kleid küßte mich vor Freude. Ich war ganz verrückt, ganz verrückt, und wollte immer mehr und mehr reiten. Und dem Pferd flog der Schaum um die Flanken, und sein Schweif, lang bis auf die Erde, peitschte links und rechts mein Kleid.

Krokuswiese — Nach einer Photographie von Albert Steiner.

Da stand plötzlich Karoline vor mir. Karoline, Sidney! Wenn ich dem lieben Gott auf den Knien gesessen hätte und Karoline wäre plötzlich vor mir gestanden, ich hätte nicht ärger erschrecken können. „Halt!" schrie sie, „Halt!" Und das Pferd stand unbeweglich. Der grüne Mann sah sie starr an, und die andern sprachen kein Wort. Es wurde ganz still in dem Zirkus. „Frau Petitpierre wünscht, daß Sie nach Hause kommen", sagte sie, und ihre Worte schnitten mir wie ein Messer durch die Seele. Der grüne Mann sagte: „Das kleine Fräulein hat außergewöhnlich viel Talent. Ich habe nie jemand in ihrem Alter so reiten sehen." Aber Karoline sah ihn an, als wäre er gar nicht da. Ich glitt vom Pferd, ohne daß man mir zu helfen brauchte. Ich sagte zu niemand ein Wort. Ich konnte nicht. Das Schönste war tot, und ich wußte, daß es nicht wiederkam. Ich hörte nicht, was Tante Adeline sagte, und nicht, was Karoline erzählte. Ich habe gar nicht gemerkt, daß ich nur Suppe zu Mittag bekam und wußte nicht, daß ich die französische Stunde vergessen und alles andere. Aber am Abend habe ich so geweint und gedacht, wenn ich nur tot wäre, oder wenn doch mein Vater käme und mich mitnähme. Ich wollte, du wärest da. Ich habe ein Gedicht gemacht:

Solch weißes Pferd,
Solch glänzend Schwert,
Solch grün Gewand,
Solch feste Hand,
Möcht' ich fassen
Und mich führen lassen,
Bis zu dem Ort voll Glück —
Und nie zurück.

Weißt du, Sidney, das Gedicht ist nicht schön, aber ich kann's noch nicht besser. Du mußt es niemand zeigen. So traurig bin ich noch gar nie gewesen.

Deine arme Rahel.

(Fortsetzung folgt.)

Vorfrüehlig.

Mi gseht, 's will wieder Früehlig wärde.
Es trybt, was 's cha und ma,
Es jedes Stüdeli möchti wieder
Nes Osterchleidli ha.

Mängs Chnöspli möcht so gärn a d'Sunne
Und meint, 's müeß hüt no sy,
Doch — 's traut em nit und förcht si eister:
Zum Blüeie syg's no z'gly.

So trybt's i mängem Härz im gheime,
Wett gärn a Sunneschyn. —
Doch — 's traut em nit und förcht si eister:
Zum Blüeie syg's no z'gly.

Josef Reinhart.
(„Im grüene Chlee".)